Abend-Ausgabe B.

# Leipziger Tageblatt und Handelszeitung.

Amtsblatt des Rates und des Polizeiamtes der Stadt Leipzig.

**Bezugs-Preis**

für Leipzig und Vororte durch unsere Träger und Spediteure ins Haus gebracht: Ausgabe A (nur morgens) vierteljährlich 3 M., monatlich 1 M., Ausgabe B (morgens und abends) vierteljährlich 4.50 M., monatlich 1.50 M.
Durch die Post bezogen (2 mal täglich) innerhalb Deutschlands und der deutschen Kolonien vierteljährlich 5.25 M., monatlich 1.75 M. ausschl. Postbestellgeld, für Österreich 9 K 61 h, Ungarn 8 K vierteljährlich.
Abonnement-Annahme: Augustusplatz 8, bei unseren Trägern, Filialen, Spediteuren und Annahmestellen, sowie Postämtern und Briefträgern.
Die einzelne Nummer kostet 10 Pfg.
Redaktion und Expedition: Johannisgasse 8.
Telephon Nr. 14692, Nr. 14693, Nr. 14694.
Berliner Redaktions-Bureau: Berlin NW. 7, Prinz Louis Ferdinand-Straße 1. Telephon I, Nr. 9275.

**Anzeigen-Preis**

für Inserate aus Leipzig und Umgebung die 6gespaltene Petitzeile 25 Pf., finanzielle Anzeigen 30 Pf., Reklamen 1 M.; von auswärts 30 Pf., Reklamen 1.20 M.; vom Ausland 50 Pf., finanz. Anzeigen 75 Pf., Reklamen 1.50 M.
Inserate v. Behörden im amtlichen Teil 40 Pf.
Beilagegebühr 5 M. p. Tausend exkl. Postgebühr. Geschäftsanzeigen an bevorzugter Stelle im Preise erhöht. Rabatt nach Tarif. Festerteilte Aufträge können nicht zurückgezogen werden. Für das Erscheinen an bestimmten Tagen und Plätzen wird keine Garantie übernommen.
Anzeigen-Annahme: Augustusplatz 8, bei sämtlichen Filialen u. allen Annoncen-Expeditionen des In- und Auslandes.
Haupt-Filiale Berlin: Carl Duncker, Herzogl. Bayr. Hofbuchhandlung, Lützowstraße 10. (Telephon VI, Nr. 4603).

Nr. 255. Sonnabend 14. September 1907. 101. Jahrgang.

## Das Wichtigste vom Tage.

* Die Nachricht von dem beabsichtigten Verkauf des französischen Tahiti an Deutschland wird dementiert. (S. Tischs. R.)

* Aus Rom wird gemeldet: Wegen der mehrfachen Verhaftungen italienischer Offiziere auf österreichischem Boden wollen die Sozialisten in der Kammer eine Interpellation einbringen.

* Die Fédération maritime in Antwerpen hat den Vergleichsvorschlag, dessen Grundlagen bereits gemeldet wurden, abgelehnt.

* 19 Personen, die an den Unruhen in Vancouver beteiligt waren, wurden vor das Schwurgericht gezogen.

* Der Kaid Si Aïssa von Abda ist in Marrakesch angekommen, um mit dreitausend Reitern zum Sultan Muley Hafid zu stoßen. (S. Ausl.)

## Tagesschau.

### Verstärkter Küstenschutz.

Uebereinstimmend haben in den jüngsten Tagen die Jungliberalen zu Kaiserslautern und die Alldeutschen zu Wiesbaden eine Verstärkung unserer Küstenbefestigungen gefordert. Anerkanntermaßen sind diese in der Tat während der letzten 1½ Jahrzehnte mehr als billig vernachlässigt. Seitens der Verwaltung des Landheeres wurde die Sorge um den Küstenschutz der Marine überlassen, und die Marine ihrerseits stand konsequent auf dem Standpunkt, daß sie alle ihr zur Verfügung gestellten Mittel in erster Linie für den Ausbau der Schlachtflotte brauchte.

Im ersten Jahrgang des „Nauticus" war ausgeführt: „Theoretisch läßt sich die Verteidigung der Küsten ohne Seestreitkräfte denken, Küstenbatterien und Landstreitkräfte können die Festsetzung feindlicher Landstreitkräfte im Küstengebiet verhindern, wenn sie stark genug sind? Da aber unsere Ostseeküste ungefähr so lang wie der deutsch-russische Grenze und unsere Nordseeküste ein gut Stück länger als die französisch-deutsche Grenze ist, so übersieht man sofort, daß eine sehr große Zahl von Küstenwerken und zahlreiche Landstreitkräfte zur Verteidigung der Küstenlande erforderlich sein würden. Die Küstenverteidigung bezweckt die Verhinderung feindlicher Landungen an der Küste und einer Brandschatzung der Seestädte. Kleinere Landungen mit den Schiffsbesatzungen verfolgen Zwecke lokaler Art und sind mit verhältnismäßig geringen Küstentruppen zu verhindern.

Wollte man unsere langgestreckten Küsten durch kostspielige Küstenforts mit ineinandergreifendem Wirkungskreis zu schützen versuchen, so müßten sehr große Mittel aufgewendet werden. Und auch dann würde kein vollkommener Küstenschutz erreicht sein. Küstenforts können einer Schlachtflotte zwar Widerstand leisten, sind aber ebensowenig uneinnehmbar wie Festungen am Lande. Sperren können hinweggeräumt werden. Daß wir mit der Wahrscheinlichkeit des Versuchs einer Beschießung und Brandschatzung unserer Küstenstädte rechnen müssen, ergibt sich aus der Fachliteratur anderer Seestaaten. Ihre Seemanöver haben uns diese Absicht praktisch vorgeführt. Man tröstet sich dieser Aussicht gegenüber mit der Hoffnung, daß der Schaden durch die Kriegsentschädigung wieder gut gemacht werden könne. Doch das ist eine Hoffnung, die nur auf schwachen Füßen steht. Ganz abgesehen davon, daß es noch gar nicht sicher ist, daß wir siegen, würde der Schaden bei Zerstörung und Brandschatzung auch nur eines unserer großen Seehandelsplätze ein so enormer sein, daß er auf Jahrzehnte hinaus gar nicht gut zu machen ist. Sicherheit hiergegen gewährt nur eine starke Schlachtflotte.

Zur wirksamen Küstenverteidigung wird also eine starke Schlachtflotte stets unentbehrlich sein. Da sie aber freilich nicht an allen Punkten der Küste gleichzeitig auftreten kann, müssen die wichtigsten Seehäfen, also besonders Hamburg und Bremen und der strategisch wichtige Kaiser-Wilhelm-Kanal, sowie schließlich die Stützpunkte und Ausrüstungsplätze der Schlachtflotte, also die Reichskriegshäfen Kiel und Wilhelmshaven, mit lokalen Mitteln verteidigungsfähig gemacht werden. Dafür genügen Küstenbefestigungen am Lande, Minensperren und die vorhandenen Küstenpanzerschiffe und kleineren Torpedoboote. Je stärker die Schlachtflotte ist, um so geringer wird die Gefahr für die einzelnen Häfen, um so weniger braucht also für die lokale Küstenverteidigung ausgegeben zu werden. Da nun jede Million, die mehr auf die Schlachtflotte verwendet wird, der ganzen Küstenverteidigung und zugleich dem wirksamen Schutze des Seehandels zugute kommt, während jede Million, die für irgend ein Panzerfort an der Küste ausgegeben wird, nur an dem einen Orte, wo das Fort erbaut wird, Zinsen zu tragen verspricht, aber dem Seehandel absolut nichts nützt, so ist es für das Gesamtinteresse der Landesverteidigung am ersprießlichsten, die Ausgaben für die lokale Küstenverteidigung auf das unerläßliche Minimum zu beschränken, dagegen die Ausgaben für die Schlachtflotte, also für die lebendige, überall angriffsfähige Seeverteidigung, auf das nur irgend mögliche Maximum zu steigern."

Nach den Erfahrungen des russisch-japanischen Krieges ist es indessen ausgeschlossen, der Küstenbefestigung noch ferner eine so untergeordnete Rolle einzuräumen; es erscheint als unerläßlich, die Küstenforts einmal derartig zu verlegen, daß ihre Lage der heutigen Fernwirkung der Geschütze Rechnung trägt, und zweitens sie mit solchen Geschützen auszustatten, die der modernen Armierung der Panzerschiffe fremder Seemächte gewachsen sind. Die Marineverwaltung freilich wird ihren Etat auch in Zukunft nicht durch die Küstenbefestigung belasten. Diese Aufgabe wird vielmehr an die Verwaltung des Landheeres jetzt herantreten. Eine zeitgemäße Verlegung der Küstenforts an der Wesermündung ist bereits in Arbeit, ebenso aber bedarf die Elbemündung, die Jade- und die Emsmündung eines wesentlich verbesserten und verstärkten Schutzes.

### Die Tagung der Freisinnigen Volkspartei

hat gestern folgende Resolution über die liberalen Einigungsbestrebungen fast einstimmig angenommen:

„Der Parteitag erklärt seine Zustimmung zu den Vereinbarungen der Frankfurter Konferenz vom 10. und 11. November 1906 und zu den Beschlüssen der drei linksliberalen Fraktionen des Reichstages, durch welche unter voller Aufrechterhaltung der Partei ein gemeinsames Zusammenarbeiten im Interesse der liberalen Sache ermöglicht ist. Der Parteitag empfiehlt den Parteigenossen im Lande, freundnachbarliche Beziehungen zu anderen linksliberalen Organisationen zu pflegen und auch in Zukunft auf eine Verständigung mit anderen liberalen Parteien zu bestimmten politischen Zwecken, insbesondere bei den Wahlen, hinzuwirken, erachtet aber als unabweisbare Voraussetzung die Wahrung der politischen Selbständigkeit der Freisinnigen Volkspartei sowohl in ihren parlamentarischen Vertretungen, wie in ihren Organisationen im Lande. Der Parteitag betont die Notwendigkeit der Festigung und des Ausbaues der Parteiorganisation und verweist auf die Bestimmung des Organisationsstatuts, wonach nur solche Vereine und Vereinigungen als zur Partei gehörig angesehen werden, wenn sie ihren Anschluß an die Partei erklären, oder in ihren Statuten auf das Parteiprogramm ausdrücklich Bezug nehmen."

Ebenso wurde ein Zusatzantrag Roelcke angenommen, einen Einigungsausschuß der drei linksliberalen Fraktionen einzusetzen zur Beilegung etwa vorkommender Zwistigkeiten. Nach der sympathischen Rede Müller-Meiningens waren übrigens von Fischbeck, Kopsch und anderen manche Ausstellungen an dem Verhalten der Vereinigung, besonders Naumanns, gemacht.

In der Nachmittagssitzung beschäftigte sich der Parteitag mit der Blockpolitik. Abg. Dr. Wiemer-Berlin und Gen. hatten folgenden Antrag gestellt: „Der Parteitag erklärt: die Freisinnige Volkspartei erstrebt, getreu dem Eisenacher Programm von 1894, die Befestigung der nationalen Einigung Deutschlands, den Ausbau der politischen Freiheit und die Hebung der Wohlfahrt des gesamten Volkes. Die Partei ist bereit, wie bisher, gesetzgeberische Maßnahmen zu unterstützen, die in der Richtung ihrer Forderungen liegen und mit anderen politischen Parteien zur Bekämpfung gemeinsamer Gegner zusammenzuwirken. Für ein solches Zusammenwirken ist Voraussetzung, daß die grundsätzlichen Anschauungen der Partei gewahrt und die Forderungen ihres Programms zur Geltung gebracht werden." — Vom Wahlverein für den Wahlkreis Rostock-Doberan lag folgender Antrag vor: „Der Parteitag erklärt: Nachdem die Blockpolitik des Reichskanzlers den berechtigten Wünschen des Liberalismus so wenig Rechnung trägt, ist es wünschenswert, daß die Fraktion der Freisinnigen Volkspartei innerhalb der Fraktionsgemeinschaft der Liberalen darauf hinwirkt, daß die Politik des Abwartens aufgegeben wird, und daß energische Forderungen nach wirklich liberalen Gesetzesforderungen erhoben werden."

Nach längerer Debatte, in welcher besonders Wiemer und Kopsch den Block verteidigten, wurde der Antrag Wiemer fast einstimmig angenommen und darauf der Antrag der Rostocker zurückgezogen.

Es gelangte darauf eine Erklärung zur Annahme, in welcher der Fraktion das ganz besondere Vertrauen der Partei ausgesprochen wurde. Ein Antrag, in welchem ausgesprochen wurde, der Parteitag habe das Vertrauen der Partei, daß sie die Lage zu möglichst starker Beeinflussung der Gesetzgebung in freisinniger Richtung zu benutzen wissen werde, wurde gegen eine große Minderheit abgelehnt. Darauf wurden die Verhandlungen auf Sonnabend vormittag 9 Uhr vertagt.

### Bergarbeiterbewegung.

Wie wir erfahren, hat am 10. September eine Sitzung der Siebener-Kommission der Bergleute stattgefunden. In der Sitzung soll die Frage einer Einigung der Bergleute lebhaft debattiert sein. Jedoch steht schon heute fest, daß die verschiedenen vier Organisationen nicht unter einen Hut zu bringen und die Gegensätze stärker als je hervorgetreten sind. Der sozialdemokratische Verband hat seinen Mitgliedern zugerufen: „Kameraden, strebt nach Einigkeit!" Er hat auch veranlaßt, daß das sozialdemokratische Verbandsorgan jegliche Polemik gegen das Organ der Christlichen, den „Bergknappen", unterließe. Aber das hat nichts genützt. Die so sehnsüchtig von Schröder, Sachse, Hué und Genossen erstrebte Einigung aller Bergleute, um zunächst gegen das neue Knappschaftsstatut vorzugehen, ist nicht zustande gekommen.

Der sozialdemokratische Verband hat seine Mitglieder und alle Ortsverwaltungen angewiesen, jetzt auf den Reservistenfang auszugehen. In dem sonderbaren Aufruf heißt es:

„Die Kriegervereine gehen sich alle Mühe, die zurückkehrenden Reservisten einzufangen. Es gilt daher, ihnen zuvorzukommen und den vom Militär entlassenen Kameraden begreiflich zu machen, daß ihre Interessen nicht in Kriegervereinen, sondern nur im Verbande gewahrt bleiben. Wir machen noch besonders darauf aufmerksam, daß Reservisten, welche sich innerhalb Monatsfrist nach ihrer Rückkehr zur Aufnahme melden, ohne Eintrittsgeld aufgenommen werden."

## Deutsches Reich.

Leipzig, 14. September.

**Ein Dementi.** Durch die Presse geht eine Notiz, daß in der letzten Sitzung des australischen Bundesparlaments eine Interpellation eingebracht sei über den angeblichen Vorschlag der Abtretung Tahitis von Frankreich an Deutschland. Der Minister soll nach dieser Notiz darauf erklärt haben, daß ihm von der Angelegenheit nichts bekannt sei. Auch den Stellen in Berlin, schreibt hierzu die „Neue politische Correspondenz", die darüber unterrichtet sein müßten, ist von der Sache nichts bekannt, und in Paris wird man ebenfalls nichts wissen. In den Gesprächen zwischen deutschen und französischen Staatsmännern und Diplomaten dürfte die Insel Tahiti nie erwähnt sein. Also nicht einmal Tahiti für Casablanca! Im letzten Satze beachte man übrigens den Konjunktiv.

* **Waffenschmuggel nach Finnland.** Der „Hann. Courier" meldet aus Berlin: Gegen den zunehmenden Waffenschmuggel aus den deutschen Ostseehäfen nach Finnland ist eine vertrauliche Mitteilung von der Reichsregierung an die Einzelregierungen erlassen. Die Hauptsitze der Waffenausfuhr sind zurzeit Lübeck und Rostock.

## Feuilleton.

Es kommt alles auf die Umgebung an. Die Sonne im lichten Himmelsraume hat eine viel geringere Meinung von sich als die Unschlittkerze, die im Keller brennt.

Marie von Ebner-Eschenbach.

*

### Constantin Meunier.

(zur Eröffnung der Meunier-Ausstellung im Leipziger Kunstverein.)

Der Kunstverein eröffnet heute sein neues Vereinsjahr mit einer Veranstaltung, die den Leipziger Kunstfreunden die intime Kenntnis eines der Großen neuzeitlicher Kunst vermitteln soll, nachdem sie seit einem Jahre ihre Tournee durch die großen Städte Deutschlands gemacht hat. Ein Ereignis ersten Ranges, das nur mit großen Opfern hat zustande gebracht werden können, immer noch früh genug, um uns mit der Bedeutung eines Meisters vertraut zu machen, dessen Persönlichkeit zu den stärksten gehört, die uns die Kunstgeschichte der letzten Jahrzehnte beschert hat.

Am 4. April 1905 ist Meunier in Brüssel gestorben, fast genau in dem Moment, als sein Name in Europa populär geworden war. Sein Entdecker im eigentlichen Sinne war Professor Georg Treu, der Meunier nicht seinem engeren Vaterlande offenbarte — denn Belgien wußte den Meister schon vorher zu schätzen —, aber der Dresdner Archäologe hat ihn zuerst nach Deutschland gebracht, auf jene Ausstellung in Dresden vom Jahre 1897, die seinen Ruf in Europa endgültig besiegelte. So sonderbar dies Zusammentreffen an sich auch sein mag, daß ein Verehrer der klassischen Kunst so gewaltsam von diesem Meister des sozialen Lebens angezogen wurde, so erklärlich ist es anderseits, daß Treu in den Werken Meuniers die Größe der hellenischen Kunst zu modernem Leben erwacht, neu verklärt vor Augen zu sehen wähnte. Die Welt hat längst dieser Entdeckertat Treus recht gegeben. Nicht das soziale Gewand, die Strenge des Stils und die Form des Ausdrucks bestimmen die Größe Meuniers. Das wolle man zum ersten Verständnis des Meisters nicht vergessen. Der Sozialist Meunier, für den das von demokratischen Zuckungen durchbebte Belgien der rechte Boden seiner Kunst wurde, ist lange vor seinem Tode mit dem letzten Pinselstrich zu Grabe gegangen. Der Bildhauer dagegen, der er erst im letzten Abschnitt seines Lebens wurde, kehrte in nur veränderter Form zu den Idealen seiner Jugend, die er einst am Beginn seiner Laufbahn im Atelier des Stümpers und Neoklassizisten Fraikin betätigt, zurück. Er hat die Größe antikischer Kunstweise als moderner Menzel in moderne Formen transponiert, ohne von der Erhabenheit klassischen Stiles nur ein Atom preiszugeben. Wenn Phidias einmal auf den Gedanken gekommen wäre — was man zu seiner Zeit als barbarisch und abgeschmackt empfunden hätte, weil es der Höhe griechischer Lebensanschauung zuwider war — einen Sklaven anstatt seiner Götter und Heroen zu bilden, er hätte ein Bildwerk schaffen müssen, wie einen der Lastträger oder Bergleute Meuniers, und wenn man in Olympia an Stelle eines Tempels zu Ehren der höchsten Gottheit ein Denkmal der Arbeit errichtet haben würde, was ebenso unmöglich gewesen wäre, da für den echten Griechen der Begriff der Arbeit mit dem der Knechtschaft beinahe gleichbedeutend war, es wäre geworden wie Meuniers unsterbliches Monument, das als ein Denkmal unserer Zeit geboren ist. Nicht die Größe des Stils schwankt zwischen den Werken dieser alten und neuesten Zeit, aber das Bild veränderten Lebens, einer neuen Weltanschauung, die in der Arbeit den edelsten Ausfluß des Göttlichen im Menschen erkennt, haben die Züge dieser modernen Kunst bestimmt. Gegenüber den sonnenverklärten, reinen Fluren des alten Hellas erheben sich die rußigen Hochöfen des „pays noir", wo Tausende von Menschenhänden am Mark der Erde graben, heißbegehrte Schätze ans Tageslicht zu fördern, und auf der Wende alter und neuer Zeit erhebt sich als ein Symbol, das weit hinüberschaut in werdende Jahrhunderte der gekreuzigte Apostel eines neuen Lebensglaubens, der in der Knechtschaft keine Schmach, in der Hände Arbeit keine Erniedrigung mehr sieht. Meuniers Gestalten sind wohl die Vertreter jenes untersten Standes, aber durch seine Kunst ist dieser Stand geadelt worden, die „Pâme humaine" hat sich in ihr ein Denkmal errichtet. Und doch — nicht um des Mitleids willen ist der Bildner hinabgepilgert in jene Landstriche seines Vaterlandes, zu denen er zum erstenmal durch Camille Lemonniers Buch über das „schwarze Land" hingeführt wurde und die er seitdem immer und immer wieder aufgesucht hat. Was sie ihm zunächst offenbarten, diese Gegenden, in denen der Ruß so dicht über der Erde hängt, daß die Sonne selbst wie durch einen schmutziggrauen Nebelschleier verhüllt erscheint, war die bildnerische Vollkommenheit, die diese zehnzig-muskulösen Gestalten seinem Künstlerauge enthüllten. Was er in diesen halbnackten Männern vor sich sah, reizte zur plastischen Wiedergabe, eine Erkenntnis, zu der er sich erst durch ein Dutzend sozial gefärbter Gemälde hindurchrang, die wie Illustrationen zu Zolas „Germinal" anmuten. Visionär glaubte er inmitten dieser Ströme von flüssigem Eisen und flammen Dantesche Visionen zu sehen und die muskulösen Gestalten der Bergarbeiter erschienen ihm wie die Wahrheit gewordenen Zyklopen, von denen die griechische Sage berichtet. So ist es in erster Linie die Antike mit ihren Stilgesetzen selbst gewesen, die den „sozialen" Künstler geboren, und so ist es auch die antike Größe selbst, die den reifsten Werken seiner Kunst den Stempel aufprägt. Das darf nicht vergessen werden. Denn Meunier selbst hat bei Lebzeiten alle sozialen Tendenzen seiner Kunst heftig verneint. Seine künstlerische Absicht ging nicht auf eine Interpretation menschlichen Elends — wie man uns früher zu gern hat glauben machen wollen, nicht das herbe Los der Bergleute hat er im Sinne humanen Mitleids verkörpern wollen; ihn reizte allein die nackte Kraft robuster Gestalten zur plastischen Wiedergabe, gerade das, was ihm, dem Krüppel, am meisten fehlte.

Meuniers Leben ist schnell erzählt. Zuerst ist er Schüler seines älteren Bruders, des Kupferstechers J. B. Meunier. Dann drängte es ihn zur Bildhauerei und er kommt zu Fraikin. Unbefriedigt von der hohlen klassizistischen Manier dieses Meisters kehrt er zur Malerei zurück. Die gärende Stimmung der Zeit ergreift ihn gewaltig, aber sein gequältes Herz findet nicht den inneren Ausgleich zwischen Wollen und Vollbringen. Eines Tages geht er ins Trappistenkloster von Campine mit dem festen Entschluß, der Welt zu entsagen. Lange hält er es dort jedoch nicht aus. Er kommt zu De Groux, der damals der Führer sozialer Tendenzkunst in Belgien war. Meunier folgt ihm. Er malt Armeleutstuben und Spitäler. Aber seinen Malereien fehlt der Stil der Zeichnung, sie wirken dumpf und matt. Erst das Jahr 1880, wo er zum erstenmal die Industriebezirke Belgiens kennen lernt, macht den Künstler in ihm frei. In diesem Moment deutet alles auf seine spätere Entwicklung hin, die ihn zur vollen bildnerischen Größe erstehen ließ.

Ob Meunier ein Genie war? Es ist nutzlos, solche Fragen anzuschneiden. Als Mensch gewiß nicht, und als Künstler? Auch nicht, dazu fehlt seinen Werken der starke Wille, der Menschenherzen beben macht, und noch so vieles andere. Ob diese Kunst Zukunft hat? Auch das darf man bezweifeln, denn letzten Endes ist die Griechenseele in uns zu wach, jene Sehnsucht nach der reinen Schönheit, die nur Alltagskinder und totgeborene Verstandesmenschen nicht kennen. Aber als eine Persönlichkeit von starkem Charakter und ein Künstler von hohem bildnerischen Können, als eine der markantesten Erscheinungen seiner Zeit ist Meunier ins Reich der Unsterblichen eingezogen.

Dr. Georg Biermann.

*

* **Berliner Musik.** Die „Komische Oper" ist bereits mit ihrer ersten Novität herausgekommen und zwar mit Massenets „Werther". Die französischen Komponisten, die uns Opern beschert haben, deren Texte Verballhornungen Goethescher Dichtungen sind, haben uns wahrlich nicht verwöhnt durch ein tiefeindringendes Verständnis in die Empfindungssphäre unsres großen Dichters, schlimmer aber als Jules Massenet hat's noch keiner getrieben, selbst Ambroise Thomas in seiner „Mignon" nicht. Daß Goethes Jugendroman dem Komponisten eines lyrischen Dramas mancherlei schätzenswerte Momente darbietet, ist nicht zu leugnen, indes ist die darin enthaltene, auf der Bühne wirksame Handlung so einfach und knapp, daß ein einziger Akt vollkommen ausreichen würde, sie mit aller Umständlichkeit zu behandeln. Die drei Textverfasser Blau, Millet und G. Hartmann haben das dürftige Handlung aber auf drei lange Akte ausgezerrt und damit von vornherein einer heftigen Langeweile vorgearbeitet, die auch durch reichlich viel heiteres Episodenwerk nicht gemildert wird. Daß die Textbearbeiter zum Schluß noch, nachdem Werther sich bei geschlossenem Vorhang während eines in die letzte Szene hinüberleitenden Zwischenspiels eine Kugel in die Brust gejagt hat, Lotte mit dem langsam vom Leben Abschied nehmenden Schwärmer ein leidenschaftliches Liebesduett singen lassen und Lotte ihrer Tugend entkleiden, ist eine ebensolche Verschandelung der Goetheschen Dichtung, wie der Schluß von Thomas' „Mignon", der Mignon und Wilhelm Meister zu einem glücklichen Paare vereinigt. Die Musik hat reichlich das ihre, den Eindruck einer tödlichen Monotonie zu verstecken. In ihrer Stillosigkeit pendelt sie zwischen Gounod, Bizet, Meyerbeer, etwas Verdi und Mascagni einerseits und Wagner anderseits hin und her, nirgends aber interessiert sie durch einen markanten Einfall oder durch einen wirkungsvollen dramatischen Zug. In dem gleichen schmachtlappigen Ton fließt sie vom Anfang bis zum Ende dahin und man be-

SLUB
Wir führen Wissen.